

DIE RÖMISCHE MESSING-INDUSTRIE IN NIEDER-GERMANIEN, IHRE FABRIKATE UND IHR AUSFUHRGEBIET¹

Die Kunst der römischen Kaiserzeit pflegte bis gegen Ende des verfloßenen Jahrhunderts als eine Art von Anhängsel zur griechischen Kunst behandelt zu werden. Die Verfasser von Kunstgeschichten zählten einige zum Kanon gewordene Kunstwerke auf, verglichen sie mit den Arbeiten aus der besten griechischen Zeit und liessen ihr absprechendes Urtheil dann in dem Satze gipfeln, dass es der römischen Kunst an jeglicher Originalität und Schöpfungskraft fehle. Die Entschiedenheit, mit der ein solches Urtheil ausgesprochen wurde, war ebensowenig am Platze wie der Vergleich von Werken, die sich nicht miteinander vergleichen lassen. Während bei diesen Kunsthistorikern, soweit ihre Darstellung auf selbständigen Forschungen und Erwägungen beruhte, eine genaue Kenntnis des griechischen Monumentenvorraths mit der Begeisterung für ihren Gegenstand Hand in Hand ging, standen sie den römischen Bildwerken meist fremd gegenüber und kannten sie nur aus zweiter Hand. Man dachte nicht daran, einmal die Kunstdenkmäler der Kaiserzeit zum Spezialstudium zu machen und so die in Frage kommende Denkmälermasse wirklich kennen zu lernen. Die Pflege dieser Denkmäler blieb nach wie vor den sogenannten Lokalforschern überlassen, die nicht selten durch ihre rührende Methode, die Naivität

¹ Archäologische Antrittsvorlesung, gehalten am 2. November 1906 in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Der Vortrag ist ohne jede Veränderung abgedruckt. Die Stöcke für die Abbildungen hat die Hahnsche Buchhandlung in Hannover zur Verfügung gestellt. Sie wurden 1901 verwendet für das Buch des Vortragenden: Die römischen Bronzeimer von Hemmoor.

ihres Urtheils und die Enge ihres Gesichtskreises die Heiterkeit der zünftigen Archäologen erregten.

Es bedurfte kräftiger Agenzien, um in diese Misere Wandel zu bringen. In Oesterreich wurde Anfang der neunziger Jahre ein sehr begabter Forscher in die Bewegung um das moderne Kunsthandwerk gezogen und so dazu geführt, sich einmal eingehend mit den römischen Kleinalterthümern aus den Donaulandschaften zu beschäftigen. In einem grösseren Werke, worin er die wertvollsten Goldschmiedearbeiten aus der späten Kaiserzeit musterhaft veröffentlichte, nahm er dann Gelegenheit, die gesammte Kunstproduktion der Kaiserzeit von einem ganz neuen Standpunkte aus zu beleuchten. Seine Polemik gegen die herrschenden Allerweltsurtheile und sein Eintreten für die Originalität gewisser Richtungen in der römischen Kunst führten zu heftigen Kontroversen, die sich hauptsächlich um den orientalischen Einfluss bewegten. Wenn sie auch heute noch nicht endgültig erledigt sind, so haben sie doch einen frischen Zug in die neue Forschung gebracht.

Um dieselbe Zeit lenkten in Deutschland die Arbeiten am Limes die Blicke auf die Reliefs der Marcus- und der Traianssäule, ebenfalls mit dem Ergebnis, dass beide Denkmäler in schönen Lichtdruckwerken der Forschung zugänglich gemacht wurden. Auch um die Publikation über das Denkmal von Adamklissi im Donaudelta entbrannte ein lebhafter Streit, in dem man wiederum Probleme lösen wollte, die sich mit unserer bisherigen geringen Kenntnis von den in Frage kommenden Denkmälern nicht bewältigen lassen. Auch bei diesem Kampfe wurden wieder zahlreiche bisher vernachlässigte Bildwerke ans Licht gezogen. — Auch Frankreich trug eine alte Schuld gegen die Kaiserzeit ab, indem es wenigstens eine vortrefflich illustrierte Arbeit über den Silberfund von Bosco Reale lieferte und so der Forschung ebenfalls ein reiches Material zugänglich machte. Diese Publikation gab dann Anlass, auch den Hildesheimer Silberfund seiner bisherigen Vergessenheit zu entziehen und in würdiger Weise zu veröffentlichen.

Durch alle diese Arbeiten ist die Untersuchung über die Kunst der Kaiserzeit auf eine neue Basis gestellt. Es kann aber nicht genug betont werden, dass mit der Forschung bisher nur ein Anfang gemacht ist. Nach wie vor bleibt unsere Kenntniss von den wirklich vorhandenen Denkmälern recht dürftig. Gleichwohl haben wir schon viel gewonnen durch Ueberwindung der

schlimmsten Feindin jeder Forschung, der vorgefassten Meinung. Weiter ergibt sich, dass die Untersuchungen sich hier auf ganz andern Bahnen zu bewegen haben wie bei der griechischen Kunst aus der besten Zeit. In erster Linie scheiden die Künstler aus, da sie in römischer Zeit für uns keine Individualitäten mehr sind. Gerade für die tüchtigsten Skulpturen aus der Kaiserzeit fehlen uns die Meisternamen. Neben der Plastik nehmen die Kleinkünste einen in der griechischen Kunstgeschichte unerhörten Raum ein. Und gerade diese Kleinkünste erfordern in erster Linie eine systematische Durchforschung, da eben sie uns über die Entwicklung der Kunst in den einzelnen Provinzen des weiten Reiches Aufklärung bieten und so die Grundlage für die Beurtheilung der von der Skulptur verwendeten Ornamente schaffen. Auch für die Entscheidung der besonders wichtigen Frage, in welchem Sinne von einer eigentlichen Reichskunst die Rede sein kann, und welche Wechselwirkungen zwischen dieser Kunst und den einzelnen localen Kunstgruppen bestanden haben, werden die Kleinalterthümer sorgfältig zu Rathe gezogen werden müssen. Besonders wegen dieser Kleinalterthümer werden die Rheinlande für einzelne Zeitabschnitte die Ausgangslinie für bestimmte Untersuchungen zu bilden haben.

So ist gerade hier zuerst die Wichtigkeit des vielfach reichverzierten römischen Tafel- und Küchengeschirrs aus der sogenannten Terra sigillata erkannt worden, die in römischer Zeit die Rolle des modernen Porzellans spielte. Nicht zum mindesten rheinischer Mitarbeit hat es die Archäologie zu verdanken, wenn sie heute schon in der Lage ist eine einigermaßen erschöpfende Geschichte dieser Kunstindustrie schreiben zu können. Während noch unter den julischen Kaisern die Fabriken von Arretium so zu sagen den ganzen Reichsmarkt mit ihrem schönen Terra-sigillata-Geschirr beherrschten, das noch ganz unter dem Banne edler griechischer Formgebung stand, erwächst den Italienern bald eine gefährliche Konkurrenz im Lande der Arverner und verschliesst ihnen den gallischen Markt. Dies Fabrikationszentrum hat dann Jahrzehnte hindurch auch die besonders aufnahmefähigen Rheinlande mit seiner schönen Waare versorgt, aber dann auch hier eine gefährliche Konkurrenz gefunden. Es entwickelte sich bald in der Pfalz in Tabernae, dem heutigen Rheinzabern, eine auf ein gewaltiges Thonlager gestützte Thonindustrie, deren Erzeugnisse in jeder Beziehung mit denen der Auvergnaten wetteiferten und sie alsbald vom Rheine verdrängten. Die Reliefbilder der Sigillata-

schalen sind besonders lehrreich für den Wandel, dem der Geschmack des Publikums im Laufe der Zeit unterlag. Die Arretiner arbeiten noch stark mit Darstellungen aus dem weinfröhlichen Kreise des Dionysos, die manchmal ins Derbe und Burleske ausarten, aber doch noch vom griechischen Geiste getragen werden. In Gallien und Rheinzabern treten solche Vorwürfe zurück gegenüber von Bildern aus dem Amphitheater und dem Circus. Wettfahrer, Thierkämpfer und Gladiatoren sagten dem Geschmacke dieser Zeit mehr zu, wie ja auch zum Beispiel die Mosaiken bestätigen.

Dass bei diesem Geschirr die Nachfrage sehr gross gewesen ist, zeigt nicht nur ein Blick auf den bis heute erhaltenen Bestand, sondern auch die Thatsache, dass sich Spezialgeschäfte für den Lokalverkauf ausbildeten. Ein solches können wir zum Beispiel für Köln nachweisen. In der Umgegend von Sankt Gereon hat sich eine Grabinschrift gefunden, die jetzt dort in der Nikolauskapelle eingemauert ist. Sie trägt die Widmung: *Secundinio Severo negotiatori cretario — creta* nannten die Töpfer den feinen Thon. Eine Sigillataindustrie dürfen wir aber für Köln nicht annehmen; denn Rheinzabern, wo allein im vorigen Jahrhundert noch 70 Töpferöfen aufgedeckt sind, machte durch seine billige Massenfabrikation jede nicht allzuferne Konkurrenz brodlos.

Gleichwohl hatte Köln keinen Grund, Rheinzabern um seine Terra sigillata zu beneiden; ebensowenig wie es heute zum Beispiel Bonn um seine Porzellan- und Steingutfabriken beneiden wird. Bekanntlich nimmt Köln in der Glaskunstindustrie der Gegenwart durch seine Fabrik in Ehrenfeld eine hervorragende Stellung ein und weiss sie auch durch Arbeiten im modernen, jede Tradition ablehnenden Linienstil sehr geschickt zu behaupten. Nun war längst aufgefallen, dass aus den Gräbern des römischen Köln eine ungewöhnlich grosse Zahl antiker Gläser zum Vorschein gekommen ist wie Krüge, Kannen, Schalen, Humpen, Trinkbecher und Trinkhörner. Der Vergleich dieser Stücke mit Gläsern aus andern römischen Städten hat alsbald zu dem Schlusse geführt, dass die Hauptmasse der in Köln gefundenen Gläser auch dort hergestellt sein muss. Gegenüber den in Pompei ans Licht gebrachten Gläsern zeigen die Kölner einen grösseren Reichthum an Sorten und Formen; in künstlerischer Hinsicht halten sie aber keinen Vergleich aus. Die pompeianischen Gläser stehen mit ihrer einfachen edlen Form noch ganz unter dem

Einflüsse griechischen Formsinnes, während die Kölner Gläser trotz aller aus ihnen sprechenden technischen Virtuosität nicht selten einen zum Bizarren und Verschrobenen neigenden Geschmack bekunden. Man darf freilich nicht übersehen, dass die Kölner Arbeiten weit jünger sind, und dass wir ihnen keine gleichzeitigen italischen Stücke zum Vergleiche gegenüberstellen können. Nach einem Vergleiche der beiderseitigen Mosaiken aus dem 2. und 3. Jahrh. zu urtheilen, brauchte die Kölner Waare diese Konfrontation nicht zu scheuen. — Es ist jüngst ein schön illustrirter Katalog über die Gläser der Kaiserzeit erschienen, die das Museum in Kairo besitzt und aus ägyptischen Funden erworben hat. Diese Stücke machen den gleichzeitigen Kölnern gegenüber einen ziemlich ärmlichen Eindruck und können weder in Form noch in Technik mit ihnen konkurriren. Man sollte daher bei der Annahme alexandrinischen Einflusses bei der Kölner Glasindustrie besonders vorsichtig sein. Es bedarf noch sorgfältiger Untersuchungen, um den auch in Köln vorhandenen Import auszuscheiden, die zeitliche Abfolge der Gläser und ihrer Formen festzulegen und die natürlich auch voranzusetzenden fremden Einflüsse genau nachzuweisen. Bei dem reichlich vorhandenen Material werden solche Forschungen nicht lange auf sich warten lassen.

Während literarische Nachrichten über Thon- und Glasindustrie verhältnissmässig selten sind, wissen die Alten mancherlei von der Bronzekunst zu erzählen und unterrichten uns so wenigstens über die bedeutendsten Fabrikationsorte. Leider ist aber gerade antikes Bronzegeräth wie überhaupt antikes Metallgeräth in unsern Sammlungen im Verhältniss zum Thon und Glas spärlich vertreten und das Interesse der modernen Forschung daher nicht besonders rege. Wie heutzutage, so war auch im Alterthum eine einigermaßen abgerundete Garnitur an Bronzegeräth nur den Wohlhabenderen zugänglich, und gute alte Stücke wurden theuer bezahlt. Die heutige Seltenheit der antiken Bronze erklärt sich aber nicht allein aus diesem hohen Preise, sondern in erster Linie mit aus dem schon im Alterthum so oft beklagten Unfug, ältere Gräber auf ihren Metallinhalt zu durchwühlen. So lesen wir, dass die Kolonisten Caesars im Jahre 59, als man ihnen bei Capua Ländereien zum Anbau überwiesen hatte, die alten Gräber nach Gefässen durchsuchten, ähnlich wie im Jahre 44 bei Corinth, wo Caesar ebenfalls Veteranen ansiedelte. Wie wir nun anderweitig wissen, waren gerade Corinth und Capua Sitze einer

blühenden Bronzeindustrie; die Soldaten werden also eine reiche Ausbeute gemacht haben. Auch in Köln machte man vor 15 Jahren bei Aufdeckung der römischen Nekropole vor dem Luxemburger Thor an der nach Zülpich führenden Chaussee die Beobachtung, dass die Deckel der Steinsärge vielfach verschoben oder zerbrochen und die Grabausstattungen durcheinandergeworfen waren. Die Grabräuber hatten die Gläser meist bei Seite geschoben, aber alles erreichbare Metall an sich genommen. So kamen auch hier Metallgeräthe von nennenswertem Umfange nicht zu Tage.

Bei dieser Sachlage würde es um unsere Kenntniss von der Bronzeindustrie in römischer Zeit übel bestellt sein, wenn es nicht zwei Fundplätze gäbe, die uns den starken Abgang an römischem Bronzegeräth in etwa verschmerzen lassen. In erster Linie ist Pompei zu nennen, dessen reiche Schätze an Bronzegeräth aller Art im Nationalmuseum in Neapel eine Reihe von Sälen füllen. Wenn diese Fundmasse auch nicht über das Jahr 79 hinausgeht, so ist sie doch für die Umbildung der griechischen Dekorations-Elemente und Formen höchst lehrreich, wie sie auch in chronologischer Hinsicht einen werthvollen Anhalt bietet. Das zweite Fundgebiet liegt ausserhalb der Grenzen des römischen Reiches und umfasst das norddeutsche Küstenland, die dänischen Inseln und dazu Südschweden und Südnorwegen. Wenn ein Kenner der römischen Abtheilungen in den Museen der Rheinlande und der verschiedenen französischen Provinzen die entsprechenden Abtheilungen im Provinzialmuseum in Hannover, in den Museen von Kopenhagen, Stockholm und Christiania durchmustert, so ist er betroffen über den ungemeinen Reichthum an Metallgeräth, und zwar nicht nur an Bronzegeräth, auch Gold und Silber findet er in Menge. Auch die Bewohner des freien Germaniens gaben also ihren Toten den Schmuck und das Geräth, das ihnen das Leben angenehmer gemacht hatte, mit ins Grab und hatten auch mehr Achtung vor der Heiligkeit der letzten Ruhestätte als die auf ihren Grabsteinen so dringend um Schonung flehenden Bewohner des römischen Reiches.

Betrachtet man die nach dem Norden ausgeführten Bronzen auf ihre Form und Verwendung hin, so erkennt man sofort, dass es sich fast ausschliesslich um Tafelservice handelt oder genauer gesagt um Weinservice. Besonders fallen grosse, durchgehend schön verzierte Bronzeeimer auf, die wohl auf römischem Gebiet zur Aufnahme des beim Mischen des Weines nöthigen

Wassers dienten, im Norden aber gewiss dazu verwendet wurden, den Wein aus den Amphoren oder Holzfässern abzufüllen (Abb. 1). Ferner finden sich Kasserollen mit hineinpassendem Sieb, mit dem man den starken Bodensatz, auf dem der Wein im Alterthum zu stehen pflegte, heraushob (Abb. 2). Dazu kommen schöne Kannen mit reichverziertem Griff. Aus ihnen schenkte man den Wein in die Trinkgefäße, die nach den Funden oft in silbernen Bechern, meist aber aus Milleiori-Glasschalen bestanden. Sonst kommen noch Becken, Näpfe und Schalen von verschiedenen Formen vor, deren Verwendung nicht so eng umgrenzt war, wie die der genannten Stücke. Für den Vertrieb dieser Luxusartikel ist lehrreich der sogenannte Periplus des Rothen Meeres, ein um 75 n. Chr. von einem ägyptischen Kaufmanne verfasster Bericht, in dem alle auf der Fahrt nach Indien besuchten Häfen und Stapelplätze aufgezählt werden. In dieser Uebersicht wird fast für jeden Platz der Wein besonders hervorgehoben, der also den Hauptausfuhr-Artikel bildete; dann werden genannt Goldsachen und silberne Gefäße mit getriebenen Verzierungen, kostbare Stoffe und Bronzengeschirr. Ganz ähnlich haben wir uns die für den Norden bestimmten Ausfuhrartikel zu denken, unter denen der Wein ebenfalls die Hauptrolle gespielt hat. Die übrigen Artikel waren natürlich nicht so werthvoll, wie die für Indien bestimmten, wie ja auch die germanische Ausfuhr längst nicht mit den indischen Spezereien und Edelsteinen konkurriren konnte. Der Hauptausgangspunkt für den Nordhandel während der Kaiserzeit war, nach den Funden aus der Provinz Hannover zu urtheilen, der Niederrhein. Bescheidene Funde aus dem Hinterlande von Aquileia, aus Kroatien, Ungarn und Böhmen sprechen aber auch dafür dass ein Theil der Ausfuhr auf dem Landwege nach dem Norden gelangt ist.

Wenn wir für die nordischen Bronzegefäße nach Gegenständen suchen, so fesseln sofort die Funde aus Pompei unser Auge. Alle im Norden vorkommenden Formen und Gefässarten sind auch in Pompei vertreten, allerdings in einer unendlich grösseren Auswahl. Vielfach sind die Gegenstände so überraschend ähnlich, dass sich die Annahme eines gemeinsamen Ursprunges nicht von der Hand weisen lässt.

Nun möchten wir aber auch gern die wirkliche Heimath ermitteln. Das massenhafte Auftreten dieses Bronzeservices gerade in Campanien ruft uns die literarischen Notizen über die Bronzeindustrie von Capua in's Gedächtniss. Schon der alte Cato empfiehlt,

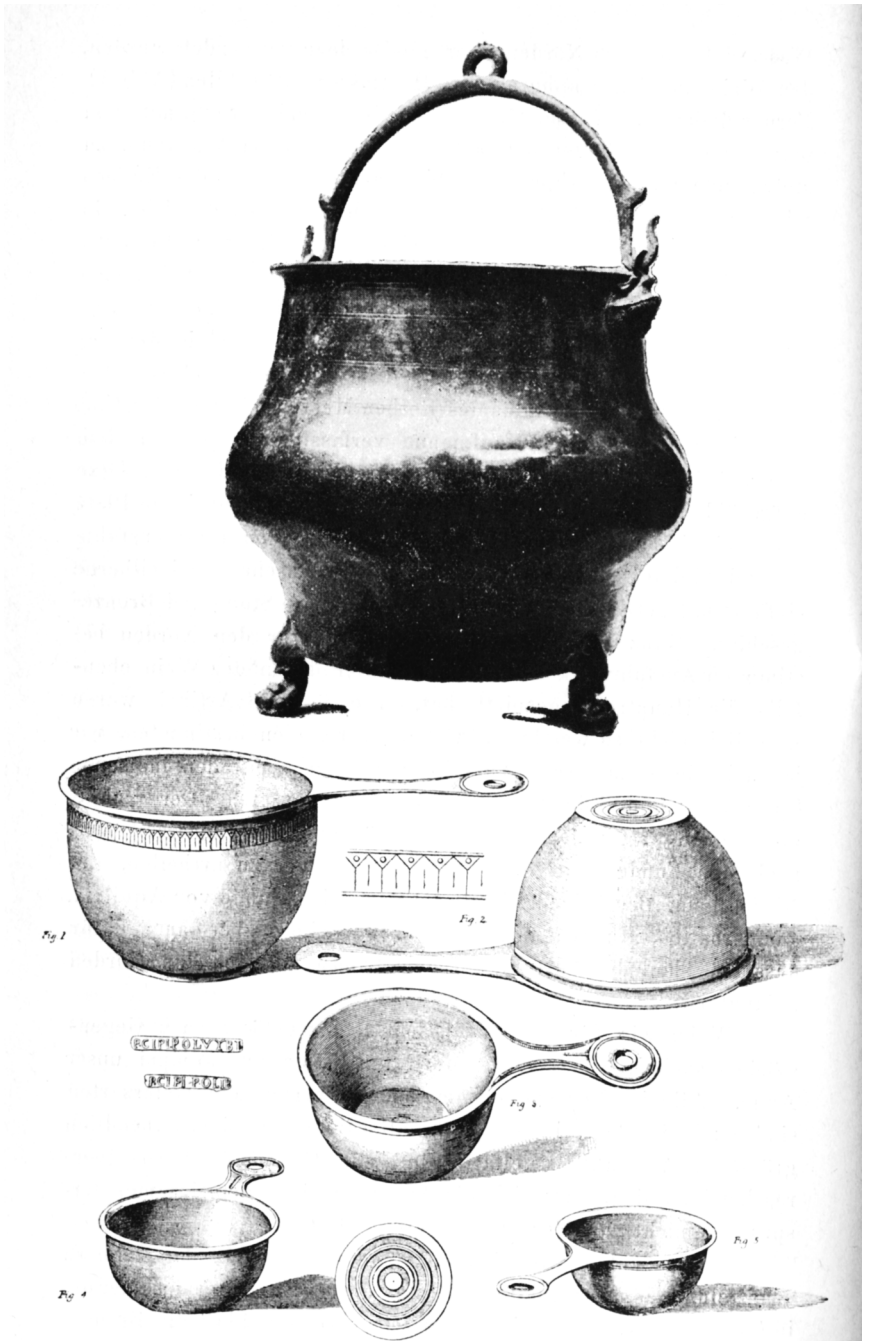


Abb. 1. 2. Bronze-Eimer und Kasserollen von Capua. $\frac{1}{5}$.

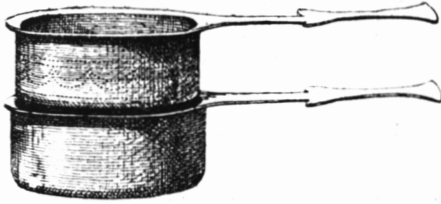


Abb. 3. Kasserolle mit Sieb von Gressenich. $\frac{1}{4}$.

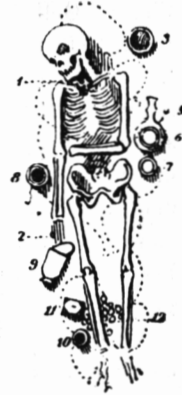


Abb. 4. Skelettgrab mit Messingeimer.



Abb. 6. Schmalseite eines Matronensteines aus Vettweis (CIL XIII 7851).



Abb. 5. Messingeimer von Gressenich. $\frac{1}{4}$.

Eimer, Oelkrüge, Wasserkannen, Weinkrüge und die andern Bronzegefässe in Capua zu kaufen. Horaz verspottet gelegentlich einen Geizhals, der sein Gold- und Silberservice unter Verschluss hält und an Festtagen ordinären Veientaner kurzer Hand aus einer capuanischen Kasserolle trinkt. Auch Plinius rühmt die capuanische Industrie und betont, dass sich ihre Gefässe für den täglichen Gebrauch ausgezeichnet bewähren. Zu Horaz bemerkt noch im 3. Jahrh. der Grammatiker Porphyrio: 'Auch heute noch sollen in Capua Bronzegefässe in grosser Menge hergestellt werden'.

Machen schon diese Belegstellen den capuanischen Ursprung der hier in Frage kommenden Gruppe von Bronzen wahrscheinlich, so geben weitere unmittelbare Zeugnisse darüber einen so bündigen Aufschluss, dass für Zweifel kein Raum mehr ist. Eine ganze Anzahl von Kasserollen trägt nämlich Fabrikantenstempel. So finden wir den Stempel des P. Cippius Polybius auf 9 Kasserollen aus Pompei, auf 4 aus dem übrigen Italien und aus der Schweiz, auf je einer aus Wellingen bei Trier, aus Novaesium und aus Gellep bei Neuss; drei andere liegen vor aus England und Schottland (Abb. 2), 2 aus Kroatien und Ungarn, je eine aus Hannover und Schleswig, 6 aus Dänemark und 1 aus Cossin in Pommern. Aehnlich verbreitet sind die Kasserollen mit dem Stempel des Ansius Epaphroditus. Zu diesen beiden Hauptfabrikanten kommt noch eine Reihe von seltener vertretenen wie Masurius, Naeuius Cerialis, Oppius Priscus, Plinius Diogenes und Robilius Sitalces. Ueberraschender Weise trifft man nun alle diese Familiennamen auf capuanischen Grabsteinen an, vielfach mit ganz denselben Beinamen. Da sich eine solche Identität für keine andere Stadt nachweisen lässt, so bleibt nur der Schluss, dass alle jene Fabrikanten ihren Wohnsitz in Capua gehabt haben. Die Kasserollen zeigen ferner mit dem übrigen mit ihnen zusammengefundenen Bronzegeräth in der Legierung des Metalls, den Elementen der Dekoration und in der schönen soliden Arbeit eine solch überraschende Aehnlichkeit, dass dadurch ihr gemeinsamer Ursprung ausser Frage gestellt wird. Auf die prächtigen Verzierungen, namentlich der Bronzeeimer, kann ich hier leider nicht eingehen. — Dass das capuanische Bronzegeräth auch in den Rheinlanden massenhaft verbreitet gewesen ist, ergibt sich aus den bisher leider nur vereinzelt gefundenen. Zu den bereits erwähnten Kasserollen des Cippius und des Ansius kommen noch einige andere. Drei schöne Bronzeeimer, jetzt eine Zierde des hiesigen Pro-

vinzial-Museums, fanden sich bei Mehrum im Reg.-Bezirke Düsseldorf, eine Schale nebst Krug und Kanne bei Düffelward in der Nähe von Kleve. Auch sonst besitzen die Lokalmuseen noch das eine oder andere Stück als spärliche Erinnerung an den einstigen Reichthum. Auf den Umfang dieses einstigen Besitzes darf man auch aus der nunmehr festzustellenden Thatsache schliessen, dass den Capuanern gerade in den Rheinlanden eine Konkurrenz erwachsen ist, die sie nicht nur in dieser Provinz, sondern auch im Norden vom Markte verdrängt hat.

Während die Töpfereien von Arretium bereits in der 2. Hälfte des ersten Jahrh. nach Chr. mit der gallischen Konkurrenz heftig zu kämpfen hatten, beherrschte die capuanische Bronzeindustrie bis ins 2. Jahrh. hinein auch im Westen des Reiches noch vollständig den Handel. Offenbar fehlten hier noch die Vorbedingungen für eine wirklich konkurrenzfähige Grossindustrie. Technisches Geschick wäre dafür in Gallien reichlich vorhanden gewesen, da dessen Bronzearbeiten wiederholt von Autoren des 1. Jahrh. gerühmt werden. Diese Meister haben aber nur alteinheimische Artikel für den localen Bedarf geschaffen. — Im Laufe des 2. Jahrhunderts vollzieht sich nun aber doch unter dem Bronzegeschirr eine Umwandlung. Die schönen Stücke von charakteristisch capuanischer Provenienz verschwinden aus den nordischen Funden und werden durch Geräte von anderer Form und abweichender Technik ersetzt. An Stelle der capuanischen Eimer von cylindrischer Form, die oft auf Füsschen ruhen und in angelötheten Attachen hängende Henkel haben, treten glockenförmige Eimer, die dem modernen Eierbecher gleichen, sich nach unten stark verjüngen und mit einem Fussringe absetzen, während die Henkel in festen Attachen hängen (Abb. 5). Diese Eimer sind für die Provenienz und die Zeitbestimmung der übrigen Bronzegeräte, mit denen sie zusammen auftreten, entscheidend. In reichster Entwicklung findet sich diese ganze archäologische Stufe in dänischen Skelettgräbern vom 2. Jahrh. an (Abb. 4). Die Kasserollen mit Sieb haben einen etwas grösseren Durchmesser als die capuanischen, aber eine weit dünnere Wandung (Abb. 3). Die Becken, Schalen und Näpfe weichen in der Form ebenfalls, aber nicht zu ihren Gunsten, von den capuanischen Gegenständen ab und fallen ebenfalls durch ihre Leichtigkeit auf. Alle diese Stücke sind wie die aus Capua gegossen, aber aus stark verschiedenem Material. Das in Capua verwendete Gussgut besteht durchgehends aus 77⁰/₁₀₀ Kupfer, 16⁰/₁₀₀ Zinn und 7⁰/₁₀₀ Blei, ist

also eine Bronze von ausgezeichneter Qualität. Die provincialen Gegenstücke zeigen dagegen neben $77\frac{1}{2}\%$ Kupfer und 5% Zinn durchweg $17\frac{1}{2}\%$ Zink, ihre Farbe ist also nicht sattbraun wie die der Bronze, sondern goldgelb wie die des Messings. Die Herstellung dieser Messingeimer bekundet eine Geschicklichkeit, die die modernen Fachleute in Erstaunen setzt. Die Dicke der Wandung beträgt kaum je über 2 mm. Trotz dieser Feinheit verstanden die Giesser diese Eimer nach dem Gusse auf der Drehbank mit grosser Fertigkeit und Sicherheit abzdrehen, so dass die Wandfläche aussen und innen glatt wie ein Spiegel wurde. Unterhalb des Mündungsrandes liess man beim Abdrehen zur Verzierung einige erhabene Ringlinien stehen. Doch beschränken sich nicht alle erhaltenen Exemplare auf diesen bescheidenen Schmuck. Von etwa 80 Eimern dieses Typus, die mir bekannt sind, haben 13 an Stelle der erhabenen Linien einen umlaufenden Fries in Flachrelief, dessen Bilder nach dem Gusse auf das Sorgfältigste überarbeitet worden sind. Was die Darstellungen angeht, so athmet nur einer von den bisher bekannt gewordenen Eimerfriesen den griechischen Geist, der bei den Töpfern von Arezzo noch lebendig war. Dieser in der Nähe des Steinhuder Meeres an der Weser gefundene Eimer zeigt auf wogender See vier Tritonen, die mit dem Einfangen von Seethieren für den Zug des Poseidon beschäftigt sind. Diese Greifen, Panther, Steinböcke, Löwen, Bären und Rosse geben in ihren kampflustigen Bewegungen ein abwechslungsreiches Bild, das mit grosser Geschicklichkeit in den schmalen Friesstreifen hineinkomponiert ist. — Alle übrigen Friese halten sich auf dem Niveau, das uns die gleichzeitige Terra sigillata aus der Auvergne und aus Rheinzabern vorführt, nur zeigen sie eine künstlerisch weit werthvollere Arbeit. In Bronze lassen sich eben andere Feinheiten herausbringen wie in Thon. Die Töpfer pflegten ausserdem ihre Kompositionen in Medaillons und Metopen aufzulösen, während die Giesser eine besondere Sorgfalt auf ununterbrochen umlaufende Friesbänder verwandten. Diese füllen sie in erster Linie mit wilden Bestien, wie sie ihnen aus der Arena des Amphitheaters bekannt waren. Sie vermeiden es aber sorgfältig, sonst irgendwelche Anspielungen auf Thierhetzen einfliessen zu lassen, sondern führen die Thiere stets in der freien Natur vor, die durch Felsblöcke und Bäume von oft abenteuerlicher Gestalt angedeutet wird. Auf einzelnen Friesen fallen die Bestien sich gegenseitig an: ein Panther packt einen Wildesel beim Genick,

ein Löwe jagt einen Steinbock, ein Bär einen Damhirsch; auf andern Friesen kommen Jagdhunde hinzu, die einen Eber stellen oder ein Hirschpaar hetzen. Die lebhafteste Bewegung zeigen dann die Friesen, auf denen Jäger im heissen Kampfe mit solchen Thieren dargestellt sind. Der eine Jäger lässt einen Löwen auf den Spiess laufen, der andere einen Eber, einer attackiert einen Panther, einem vierten hat der heranstürmende Eber den Spiess zerbrochen, so dass er zurückerbeugt. Ein schöner Eimer aus Nimwegen zeigt unter anderm eine sehr geschickt komponierte Hasenjagd, bei der die Hasen mit Hunden in die ausgespannten Netze gehetzt werden. — Hergestellt sind alle diese Kompositionen mit einer grossen Sicherheit und Leichtigkeit; besonders fällt eine ungemeine Begabung für das Erfassen der charakteristischen Züge bei den Thiergestalten auf. Daneben kommen aber arge Schnitzer vor: wie verrenkte Hälse, grosse Missverhältnisse in den Proportionen und unmögliche Perspektiven. Ueberhaupt schwebt über diesen Friesen trotz aller Routine ein leicht barbarischer Hauch, der das an der Antike gebildete Auge unangenehm berührt.

Das Verbreitungsgebiet der Eimer von diesem Typus ist längst nicht so gross, wie das der capuanischen Gefässe, von denen sich jüngst sogar in Priene ein Exemplar gefunden hat. In Italien hat sich trotz aller Nachforschungen kein Exemplar nachweisen lassen. Um so grössere Hoffnungen hatte ich auf Frankreich gesetzt. Aber auch für dieses Land stand das Ergebniss in keinem Verhältniss zum Umfange der Nachforschungen. Das Museum in Nîmes besitzt ein geringes Exemplar, ebenso das in Troyes zwei späte Stücke aus Pouan im Dep. Aube. In England ist kürzlich ein Exemplar ohne Fries bei Ramsgate nördlich von Dover gefunden und in das Britische Museum gelangt. Leben kommt erst in die Fundstatistik, wenn wir die Rheinlande aufsuchen. Hier erstreckt sich die stark besetzte Fundzone von Freiburg im Breisgau bis nach Nimwegen und weist 12 Eimer auf, darunter drei mit Bilderfriesen. In Rheinabern, Dienstweiler und Nimwegen lagen die Eimer unter den Trümmern römischer Häuser. Im nordischen Fundgebiet sind diese Eimer besonders stark vertreten. Das Provinzialmuseum in Hannover besitzt über 30 Stücke aus der Provinz, ferner ist einer gefunden in Schleswig, 6 in Mecklenburg, 15 in Dänemark, 7 in Norwegen, 1 in der Niederlausitz und 3 in Thüringen.

Die Entstehungszeit der Eimer lässt sich mit ziemlicher

Sicherheit ermitteln. Neben einem Eimer aus Bennebo auf Seeland fand sich ein Denar des Antoninus Pius, geprägt zwischen 145 und 147, neben einem aus Nordiup ein anderer gut erhaltener Denar von demselben Kaiser aus dem J. 160. Das Gräberfeld von Varpeleo, aus dem wir ebenfalls einen solchen Eimer besitzen, hat einen Aureus des Postumus geliefert, der zwischen 276 und 282 prägte. Auch die rheinischen Funde sind für das Alter der Eimer belehrend. Das Kastell Niederbieber, aus dem ein Eimerhenkel vorliegt, ist nach Ausweis von Münzfunden im J. 259 oder 260 zerstört worden. Auch in Heddernheim, unter dessen Trümmern ebenfalls zwei Bronzeimer lagen, hat die römische Herrschaft diesen Zeitpunkt nicht überdauert. Die Hauptmasse der Eimer ist also im 2. und 3. Jahrhundert hergestellt worden, also zur Zeit der Hauptblüthe römischer Kultur in Westeuropa.

Nun haben wir noch Antwort auf die bedeutungsvolle Frage zu geben, wo die in Rede stehenden Eimer und das zu ihnen gehörende Messinggeräth hergestellt sind. Trotz aller vorgefaßten Meinung zwingt die Fundstatistik zu der Folgerung, dass die Herstellung nur in den Rheinlanden erfolgt sein kann. Zur Ermittlung der Oertlichkeit wird man zunächst nach ähnlichen Fabrikationszentren Umschau halten, die während des Mittelalters oder in neuer Zeit in diesen Gegenden Messinggeräthe geliefert haben. Auch der oberflächlichste Kenner des mittelalterlichen Kunsthandwerks wird sich sofort an das belgische Städtchen Dinant an der Maas erinnern, wo vom 12. bis 16. Jahrhundert die sog. Dinanderien gefertigt wurden, wie Aquamanilien, Leuchter, Weihwasserkessel, Taufbecken, Adlerpulte, die sich bis heute in vielen belgischen, rheinländischen und norddeutschen Kirchen erhalten haben und durch ungewöhnlich schöne und saubere Arbeit auffallen. Diese Messingindustrie stützte sich auf die Zinkerzgruben des Maassthal, die im Mittelalter besonders für den Galmei, ein bis zu 52% Zink haltendes Mineral ausgebeutet wurden. Soweit diese Gruben im 19. Jahrhundert noch im Betriebe waren, haben sich aber darin keine Spuren von irgendwelcher römischen Thätigkeit gefunden. Eine Durchsicht der Museen von Maastricht bis Namur und Charleroi ergab eine ganze Anzahl von Bronzegeräthen campanischer Herkunft, aber kein einziges in den Kreis der Messingimer gehörendes Stück. Im Maasthal ist also der antike Fabrikationsort nicht zu suchen. — Weit günstiger fällt dagegen das Ergebniss für

Stolberg zwischen Aachen und Eschweiler aus, dessen Messing-industrie im 16. Jahrh. durch Hugenotten begründet wurde und sich noch heutzutage auf dem Weltmarkte des besten Rufes erfreut. Dass die Galmeigruben bei Stolberg schon in römischer Zeit im Betriebe waren, ergibt sich aus einer Notiz in der *Naturalis Historia* des älteren Plinius, der bekanntlich beim Ausbruche des Vesuv im J. 79 den Tod fand. Er erzählt im 34. Buche, jüngst sei auch in *Germania provincia Galmei (cadmea)* gefunden. Diese Notiz kann sich nur auf den Aachener Bezirk beziehen. Allerdings haben auch die Blei- und Galmeigruben bei Wiesloch südlich von Heidelberg römische Münzen geliefert, aber da der Galmei hier noch ganz hoch ansteht, so haben Techniker behauptet, der Galmei sei hier in älterer Zeit überhaupt nicht abgebaut. Gegenüber den für Stolberg sprechenden Thatsachen können diese Gruben nicht aufkommen. Plinius hatte als Präfect einer Reiterschwadron in Xanten gedient und bringt in seinem Werke eine Reihe von Notizen, die er sich damals gesammelt hatte. Die Ubier, sagt er, düngen ihre *fertilissimi agri* mit Mergel, bei Gelduba (Gellep) wachsen besonders schmackhafte Rapünzchen, Mineralquellen im Gau der Tungri schildert er so treffend, dass man darin die von Spa erkennen muss. An seinen Aufenthalt in Germanien erinnern auch einige 1854 bei Xanten gefundene, dann ins Britische Museum gelangte Bronzemedallions mit erhabener Porträtbüste. Auf einem Medaillon findet sich die Beischrift *Plinio praefecto*, deren Beziehung auf unsern Plinius sich nicht wohl in Frage stellen lässt. Die von ihm erwähnten Galmeigruben hat man nun ebenfalls in *Germania inferior* zu suchen. Da er die betreffende Notiz mit einem *ferunt* einführt, so scheint er von diesen Gruben erst nach seinem Aufenthalt am Rhein Kenntniss erlangt zu haben. Er war später, höchst wahrscheinlich im J. 74, Finanzbeamter in der *Belgica* und hat wohl damals von dem neu erschlossenen Galmeilager gehört. Zu der Nachricht bei Plinius gesellt sich ein anderer Anhaltspunkt von nicht geringerer Wichtigkeit. Beim Dorfe Vettweis, 22 km von Stolberg nach Zülpich zu, sind einige um 200 n. Chr. hergestellte Matronensteine aufgedeckt, die jetzt das hiesige Provinzialmuseum besitzt. Auf einer Schmalseite des einen Steines sehen wir einen Bronzeeimer dargestellt von genau der Form der hier in Frage kommenden Messingeimer; auch Grösse und Ausstattung stimmt genau überein (Abb. 6). Er ist mit Birnen gefüllt und birgt also eine Opfergabe an die Matronen. Ein Gegenstück zu dieser für

uns werthvollen Darstellung kann ich nur aus Capua nachweisen. Dort ist beim Amphitheater ein Buntstück von einem niedrigen Marmorfries zum Vorschein gekommen, das in zierlichem Relief Opfergeräth aufweist. Man sieht einen Weihwedel, ein Opferbeil nebst Opfertisch und daneben ein bauchiges Gefäss mit Henkel, das in Grösse und Form genau einer Gruppe von capuanischen Bronzeeimern entspricht. Der Steinmetz hat offenbar in beiden Fällen den ihm geläufigsten Eimertypus dargestellt. Da der capuanische Steinmetz dazu den einheimischen Eimer wählte, so dürfen wir auch für den Matronenstein annehmen, dass er einen Eimer veranschaulicht, der besonders in der Gegend von Vettweis zu Hause war und eben dort hergestellt worden ist.

Das heutigen Tages in Stolberg verarbeitete Zink wird fast ausschliesslich in der Feldmark der benachbarten Gemeinde Gressenich gewonnen, die auf einem ins Jülicher Land hinabstreichenden Höhenrücken liegt und durch die Grube Diepenlinchen im ganzen Aachener Hüttenbezirk wohlbekannt ist. Jetzt beschäftigt diese Grube etwa 1000 Bergleute und liefert grosse Mengen Bleiglanz und Zinkblende. Kein Ort in der ganzen Gegend hat das Interesse der Lokalforscher so sehr gefesselt wie Gressenich. Die dort in grosser Zahl gefundenen römischen Alterthümer haben wiederholt zu kleinen Sammlungen geführt, die jetzt aber in alle Winde zerstreut sind. Ein im 18. Jahrhundert zum Vorschein gekommener Inschriftenstein mit den Namen der Konsuln vom J. 238 n. Chr. befindet sich jetzt im benachbarten Kornelimünster. Die namentlich in den Tageschächten aufgefundenen römischen Gegenstände, darunter auch Münzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert, haben wiederholt Anlass zu Berichten in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins gegeben und einem begeisterten Lokalforscher den Stoff zu einem populären Artikel geliefert, der 1871 in der Zeitschrift 'Das Ausland' erschienen ist unter dem für das Niveau des Verfassers bezeichnenden Titel 'Ein keltisches Herculanium und Pompeji'. An der vom heutigen Gressenich in das Vichtlachthal, in dem Stolberg liegt, hinabführenden Strasse, lagen ausgedehnte Begräbnissplätze der römischen Ansiedlung. Ein Theil dieser Gräber ist im Winter von 1859 auf 1860 auf Kosten eines Dürener Fabrikanten in planloser Weise auf römische Alterthümer durchwühlt worden. Ein betagter Bergmann, der an dieser Arbeit theilgenommen hat und mir die Fundstelle zeigte, versicherte, diese Gräber hätten einen ziemlich ärmlichen Eindruck gemacht.

Sie bestanden aus ziemlich flach liegenden quadratischen Gruben, die durch keinerlei Steinsetzung geschützt waren und neben der Urne mit Leichenbrand eine Reihe von Beigefässen aus Glas und Thon sowie Bronzespangen enthielten. Sonst sei nur noch ein Skelettgrab gefunden worden. Eine Durchsicht dieser, jetzt im Museum in Düren befindlichen Funde ergab, dass sie durchweg aus dem 2. und 3. Jahrh. stammen, eine Beobachtung, die auch durch die mitgefundenen Silber- und Kupfermünzen bestätigt wird. Das Skelettgrab enthielt eine kleine Kupfermünze von den Söhnen Constantins des Grossen. Ueber die sonst in den letzten 50 Jahren in der Feldmark von Gressenich zum Vorschein gekommenen römischen Sachen bemerkte der genannte Bergmann, dass sie im Alterthum meist kleinen Leuten gehört haben müssten; wie er überhaupt aus den gelegentlich aufgedeckten Resten alter Fundamente den Eindruck gewonnen habe, dass sie nur von kleinen Häusern herrühren könnten, die wohl von Berg- und Hüttenleuten bewohnt gewesen seien.

Diese in Ermangelung von besseren Informationen nicht wohl von der Hand zu weisenden Beobachtungen stimmen durchaus zu der Vorstellung, die man sich auch sonst vom antiken Gressenich oder Crasciniacum, wie es in Urkunden aus dem 9. Jahrh. heisst, machen würde. Die nächste Stadt war Juliacum, durch das die Chaussee von Köln nach Tongern lief. In Jülich wohnten offenbar die Besitzer des Grundes und Bodens der Umgegend, also auch die Gruben- und Hüttenbesitzer. Ihre Landwohnungen werden sie gewiss nicht an einem durch Schwefeldämpfe verräucherten Platze angelegt haben. Die Grabplätze wählten sie sich natürlich an der Chaussee, an der ja auch die trefflich erhaltene Grabkammer bei Weiden zwischen Köln und dem Vorgebirge liegt.

Beim römischen Gressenich haben wir nun allen Spuren zufolge den Fabrikationsort für die Messingeimer und das zu ihnen gehörende Beigeräth zu suchen. Ob die Werkstätten wie gegenwärtig auch im Alterthum im Vichtlachthal lagen, lässt sich einstweilen nicht ausmachen. Doch wird auch die antike Industrie auf die Ausnutzung dieses Wasserlaufes kaum verzichtet haben. Da die Gressenicher Galmeilager um 70 n. Chr. entdeckt wurden, wird die Messingindustrie nicht lange auf sich haben warten lassen. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass sie um die Mitte des 2. Jahrhunderts begonnen und durch den Einbruch der Franken ins ubische Land um 400 ihr Ende gefunden hat. Besonders

gefördert wurde diese Industrie offenbar schon im Alterthum durch die gewaltigen Holzmengen, die aus der Umgegend mit Leichtigkeit zu beschaffen waren. Bis auf den heutigen Tag gehört zur Gemeinde Gressenich noch ein Waldkomplex von 2500 Hektaren. Woher man das zur Darstellung des Messings nöthige Kupfer bezog, muss noch dahingestellt bleiben. Spuren von römischem Kupferbergbau sind im Rheinland wiederholt beobachtet, so auch am Virneberg zwischen Menzenberg und Rheinbreitbach. Erwähnung verdient noch eine Notiz in dem Bericht über die Stolberger Messingindustrie im J. 1774. Damals bezog man für 537 000 Thaler Kupfer aus Drontheim in Norwegen. Es heisst dann: 'Der Transport dieses Kupfers geschieht von Amsterdam bis Nimwegen zu Wasser, von Nimwegen bis hiehin per Axe. Diese letztere Fracht wird durch inländische Fuhrleute verdient'. Als ich noch an den gallischen Ursprung des römischen Messinggeschirrs glaubte, zog ich schon aus der Fundstatistik den Schluss, dass dies Geschirr nach dem deutschen Norden von Nimwegen aus exportiert sein müsse. Die Vortheile, die gerade für die Wahl dieses Platzes sprachen, waren also bereits im Alterthum erkannt worden.

Bonn.

H. Willers.
